

Bindung an den sich offenbarenden Gott. Aber das Geheimnis dieses Gottes wird uns in der Welt, wie sie ist, immer mehr aus der Hand genommen. Es wird tiefer, unverfügbarer und gerade so für den Glaubenden noch überwältigender.

Wer heute ein Anbetender ist, dem geht es wie einem Menschen, der sich nichts mehr vormacht. Was ihn wirklich beeindruckt, ist das, was er nicht machen, auch nicht ändern, aber entgegennehmen kann. Auch das Leid, auch der Tod gehören dazu: das Geheimnis, *der* Anbetungswürdige führt in ihnen an. Und so, in der Haltung des schweigenden Verehrens, des Entgegennehmens in allem, was geschieht, versammelt sich ihm das ganze Leben: alle Menschen, die ihn begleitet haben oder noch um ihn sind, die Aufgaben, die noch anstehen, die ungelösten Fragen, die unverwirklichten Pläne, er selber in seiner Armut und seinem Verlangen und seinem Erfülltsein wider allen Schein. Das alles lässt er anbetend gerade nicht auf sich beruhen, sondern nimmt es ganz an und legt es zurück in Gottes Hände.

Was einer erfahren kann, wenn es dem Ende zugeht, wird uns Heutigen insgesamt zur Chance. Man hat dieser Zeit das Aussterben der Religion zu vielen Malen prophezeit. Werden wir uns in der Dialektik zwischen Gottzuwendung und Welteinbindung für ihr Grundelement, die Anbetung entscheiden? Welchen Stellenwert sie hat, das jedenfalls kann uns noch einmal Alfred Delp sagen:

„Brot ist wichtig,
Freiheit ist wichtiger,
am wichtigsten ist die ungebrochene Treue
und die unverratene Anbetung.“

Gibt der christliche Glaube Antwort auf die heutige Lebenserfahrung?

Friedrich Wulf SJ, München

I. Das Problem

Kann es für den Glaubenden in dieser Frage überhaupt ein Problem geben?

Das Thema mag Christen, die aus ihrem Glauben leben, auf den ersten Blick verwundern. Sie können sich ihr Leben, die Bewältigung ihrer Le-

bessschwierigkeiten und Konflikte ohne den Glauben gar nicht vorstellen. Sowohl die Inhalte des Glaubens, insbesondere die Christusoffenbarung, als auch die Glaubenserfahrung lassen sie nicht ohne Antwort auf die Vorkommnisse, das Geschick ihres Lebens. Und diese Antwort wird ihnen auch dort, wo sie dem bloßen Verstand nicht aufgeht, im Zuspruch des Geistes Jesu einsichtig und zur Quelle einer Kraft, von der sie wissen, daß sie nicht aus Eigenem kommt. Dafür einige Beispiele: Not, Leid, Mißerfolg, Vereinsamung werden von einem gläubigen Menschen, d. h. im Glauben an Gott, den Schöpfer und Erlöser anders getragen als von einem, der nichts glaubt. Die Angst vor dem Altern mit seinem vielen Unvoraussehbaren und seinen Risiken, das Wissen um die Unausweichlichkeit des herannahenden Todes wird von dem, der aus dem Glauben an den Auferstandenen und in ihm aus dem Glauben an ein Leben nach dem Tod gelebt hat, anders durchgestanden als von einem, für den mit dem Tode alles aus ist. Wie viele Christen haben in allen Jahrhunderten vor einem Kreuz oder einem Vesperbild jenen Trost gefunden und jene Antwort erhalten, die sie zu ihrem Schicksal ja sagen ließen und sie zur Übereinstimmung mit sich selbst führten, weil sie mit Gott und seinem Willen übereinstimmten. Welcher Friede, welche Freude und Zuversicht können von einem Gebet ausgehen, das nicht nur Pflichtübung ist, sondern aus einem gläubigen Herzen aufsteigt. Paulus spricht im 13. Kapitel des 1. Korintherbriefes von einer schier unerreichbaren Vollendung in der Liebe, die aber dem Christus-Zugehörigen in der Gabe des Geistes als reale Möglichkeit angeboten wird. Er zählt in seinem Schreiben an die Gemeinden im kleinasiatischen Galatien (5, 22) als Frucht des Geistes auf: „Liebe, Freude, Friede, Langmut, Freundlichkeit, Güte, Treue, Sanftmut und die Freiheit von den Zwängen der Begierde.“ Alles Antworten des Glaubens auf die Lebenserfahrung des Glaubenden.

Der „Sitz im Leben“ für die aufgeworfene Frage

Aber darum geht es offensichtlich in unserem Thema nicht. Was bisher aufgeführt wurde, sind gewissermaßen überzeitliche Antworten des Glaubens, die immer gültig sind, Antworten auf Lebenserfahrungen, die an keine bestimmte geschichtliche Epoche gebunden sind, sondern aufgrund der *conditio humana*, des Menschseins in seinen grundlegenden Dimensionen überhaupt, allenthalben und zu jeder Zeit gemacht werden. Hier aber wird nach einer Antwort des christlichen Glaubens auf die *heutige* Lebenserfahrung gesucht. Mit ihr muß es demnach eine besondere Bewandtnis haben. In der Tat. Vielerorts begegnet man in unserer Zeit, auch unter Glaubenswilligen, einer großen Skepsis, ob der überlieferte

Glaube in seiner traditionellen Sprache und Aussage dem neuzeitlichen Menschen einer technisierten und immer mehr komputerhaft verwalteten Welt auf seine spezifischen Nöte und Probleme noch eine Antwort gibt.

Gründe für die weitverbreitete Skepsis

Die Gründe für diese Skepsis sind leicht einzusehen: Von einer Bevölkerungsexplosion, von der Begrenztheit der Energiequellen und infolgedessen von den Grenzen des ökonomischen Wachstums, von der Zerstörung des ökologischen Gleichgewichts der Natur, die den Lebensraum des Menschen, vor allem in den Industrienationen, bedroht: von all dem wußte man bisher wenig und nichts Sichereres. Kann von einer geschichtlichen Offenbarung, wie es die christliche ist, mit ihrem archaischen Weltbild und ihrer ungebrochenen Nähe zur Natur, auf diese Existenzfragen der *Menschheit* von heute überhaupt eine helfende und befreiende Antwort erwartet werden?

Dazu die ureigensten Fragen *jedes einzelnen*, die eine bedrohliche Verschärfung erfahren haben: Im Maße der Mensch wacher, wissender, reflektierender geworden ist, durch die zweite Aufklärung, durch die Erkenntnisse der Humanwissenschaften, je mehr er um sich weiß und nach seiner Identität sucht, um so weniger versteht er sich in seinem Befinden und seinen Reaktionen. Gebunden an Vorgegebenheiten psycho-physischer und sozialer Natur, begrenzt und belastet durch Abhängigkeiten und Zwänge, greift er doch immer wieder aufgrund seiner Geistnatur weit über sich hinaus, schaut er nach den Sternen, treibt ihn eine Sehnsucht nach dem Heilen, ja nach dem Unendlichen, fasziniert ihn das Unbedingte und Absolute. In diesem Widerspruch seiner Natur wird er sich selbst zum Rätsel, ist er sich aus Eigenem heraus nicht mehr verstehbar. Gibt ihm das biblische Wort eine Antwort auf seine Existenzangst, wenn sogar Christus mit einem Angstschrei verschied?

Endlich die wachsenden *gesellschaftlichen* Probleme: Das Wort „*homo homini lupus*“, *ein Mensch ist dem anderen ein Raubtier*, wird heute gern und nicht zu Unrecht auf die menschliche Gesellschaft, im großen und im kleinen, übertragen. Selbstsucht, Machtstreben, Herrschaftsausübung über die Schwachen, Diskriminierung und Unterdrückung von Gruppen und Völkern auf der einen, Wehrlosigkeit, Rechtlosigkeit, Elend und Hunger auf der anderen Seite geben weithin das Bild ab für die Gesellschaft in der heutigen Welt. Die Minoritäten werden zwischen den Machtgruppen und -blöcken zerrieben. Der einzelne sieht sich bei der zunehmenden Gefährdung der bergenden Räume, die früher ein Leben in Geborgenheit und ohne Angst ermöglichten, wie es die Familie und die freien Assozia-

tionen mit humanen Zielsetzungen taten, auf sich allein gestellt. Er empfindet die meisten Mitmenschen als Fremde, die anonyme Masse als aufsaugenden Moloch, die Institutionen als einen kalten, menschenmordenden Apparat.

Eine Herausforderung an das Christentum

Ist es verwunderlich, wenn Menschen ohne Glauben an eine höhere Macht, an Gott, die Welt, so wie sie sich ihnen darstellt, für eine Hölle halten? „Die Hölle“ sagt Sartre, „das ist der andere“; für Marcuse ist es die heutige Gesellschaft der westlichen Welt mit ihrer auf Produktion und Konsum abgestellten „Eindimensionalität“. Es geht deshalb der linken, neomarxistisch indoktrinierten jungen Intelligenz – und deren Zahl ist nicht gering – nicht mehr nur, wie bei Marx, um eine Veränderung des Verhältnisses zwischen Kapital und Arbeit, sondern um eine radikale, d. h. bis an die Wurzel gehende Veränderung der ganzen Gesellschaft samt ihrer staatlichen Institutionalisierung. Haben wir vom Glauben her eine Antwort auf diese Herausforderung? Gewiß wird hier mit Ideologien und Utopien gearbeitet, wie der allseitigen Befriedigung einer klassenlosen Gesellschaft, auf die im Ernst niemand setzt, eines künftigen Glückes allseits emanzipierter Menschen, das es nie geben wird. Aber die Ausgangssituation für solche Visionen: die zunehmende Sinnentleerung einer „eindimensionalen“, auf Konsumbefriedigung erzogenen und eingeschwenkten Gesellschaft, der „struggle for live“, der Kampf um den Platz im Leben, der für viele zu einer angstvollen Wirklichkeit geworden ist, die Erfahrungen des Ungenügens gegenüber den Forderungen einer Leistungsgesellschaft, der Ohnmacht gegenüber den harten Tatsachen des Konkurrenzkampfes, der Vergeblichkeit und des Scheiterns, die wachsenden Konflikte im menschlichen Zusammenleben und -arbeiten: all das gilt es auch für den Glaubenden zur Kenntnis zu nehmen; es ist ein Stück auch seines Lebens und seiner Erfahrung. Gibt ihm der Glaube auf ebendieses Leben eine Antwort? Hat er für das namenlose Leid der Unschuldigen, für die am Leben Verzweifelnden, für die lautlosen Schreie derjenigen, die aufgegeben haben, für die stumpf Gewordenen, die nichts mehr denkend ihr Leben dahinfristen, dennoch ein Wort, das Hoffnung gibt und neues Leben, Vertrauen und Zuversicht weckt?

Eine christliche Fehlhaltung und ihre Korrektur

Ein Verkünder der christlichen Botschaft, der Erfahrung hat, wird hier vorsichtig sein. Er weiß, daß die überlieferten Glaubenssätze für den Hö-

renden oft leer bleiben und auch ein religiöses Pathos sie nicht mehr mit Leben füllen. Man nimmt sie entgegen, aber sie geben keine Antwort mehr auf die aktuellen Lebensprobleme, auf die Rätselhaftigkeiten dieses Lebens, auf das Unausweichliche und Unveränderbare der täglichen Situation, in der einer stehen kann, auf die vielen Sinnlosigkeiten, die niemand zu erklären vermag, auf die Grausamkeiten, die jeden Tag an unser Ohr dringen, an die Ausweglosigkeit so vieler Konflikte in der ganzen Welt, auf den Sinn dieses – *so erfahrenen* – Lebens überhaupt.

Oft hat der Durchschnittsgläubige, der es aber noch ganz ehrlich meint, den Eindruck, die religiöse Welt des Glaubens und die real erfahrene Welt des Alltags hätten eigentlich recht wenig miteinander zu tun; sie seien jedenfalls sehr verschieden voneinander. Die Welt des Glaubens, die man durchaus annehmen möchte, sei etwas in sich Geschlossenes, gleichsam über dem Alltag Schwebendes. In dieser Glaubenswelt gehe es um Gott und seine Verheißenungen, um Erlösung von dem Unheil dieser Welt durch Jesus Christus, um die Vergebung der Schuld, um die Zusage einer endgültigen Liebe und eines ewigen Lebens. Aber all das kann man nur *glauben* und will es auch glauben; für eine Änderung des Lebens hier und jetzt, für die irdischen Probleme, für das Leid und den Tod habe das noch keine Auswirkung. Daran habe noch niemand etwas geändert; die irdischen Dinge gingen unbekümmert ihren Weg. Wohin, wer weiß es? Und selbst das Verhältnis der Menschen untereinander ändere sich nicht; es sei seit eh und je so, wie wir es heute und alle Tage erleben. Müßte es sonst nicht anders aussehen in dieser Welt? Wer lebt denn, sagt man, wirklich das, was Jesus vorgelebt hat? Wer vergißt denn sich selbst und seinen Vorteil und tut den Dreck für andere, erntet dazu noch Schimpf und Gelächter? Wer wählt denn den letzten Platz, wie Christus es getan hat, ausgenommen ganz wenige, die dann als fromme Narren gelten oder wie Wunder bestaunt werden? Einen Pater Kolbe, der in Auschwitz sich für den Tod durch Vergasen meldete, um einem Familienvater das Leben zu retten, kann man verstehen; auch eine Mutter Teresa, die auf den Straßen Kalkuttas die Ausgesetzten und Dahinsiedenden aufsammelt. Es sind Heroen der Liebe. Aber das seien Ausnahmen, seltene Ausnahmen. Was bedeute hingegen für den normalen Christen die Nachfolge Christi, d. h. die Bereitschaft zum Tod, wenn es gilt, sich gegen Unrecht zu stellen oder es zu erdulden, den anderen nicht wegzudrängen, wo es um die eigene Karriere geht, Schaden hinzunehmen, weil sonst Liebe und Gerechtigkeit verletzt würden, und schließlich sich zu Gott zu bekennen, auch wenn damit Diffamierung verbunden wäre oder der Aufstieg im Beruf verbaut würde? Wer von denen, die sich Christen nennen, lebe danach? In den Augen der kritischen Beobachter nur sehr wenige. Fördert das nicht

die Meinung der großen Öffentlichkeit, daß das Christentum auf den realen Gang der Dinge in der Welt, auch auf die Verhaltensweise der sogenannten Gläubigen, wenig Einfluß habe? Darum liegt das Wort von der Ideologie, wenn vom christlichen Glauben die Rede ist, schnell auf der Zunge.

Die Christen selbst geben diesem Wort Nahrung, auch und gerade in ihrem frommen Tun. Weist nicht vieles in diesem Tun darauf hin, daß man die Religion, den Glauben, ober- oder außerhalb dieser Welt ansiedelt, einer Welt, an der man *doch* nichts machen kann, die man darum im Sinne der allgemeinen Verhaltensregeln der Menschen durchstehen muß und die von vielen als „Hölle“ empfunden wird? Wir erleben in diesen Jahren einen ungewöhnlich starken Zug zur Meditation, auch in der Kirche. An sich eine erfreuliche und hoffnungsvolle Sache. Man wird den Verdacht aber nicht los, und die Erfahrung nährt diesen Verdacht, daß dahinter ein oft unbewußter und darum auch nicht direkt intendierter Fluchtversuch steht, dem Leidvollen und den Bedrängnissen dieses vom Tod gezeichneten Lebens, wenigstens für eine Zeit, zu entrinnen. Ähnlich kann eine einseitig akzentuierte eschatologische Hoffnung, die Hoffnung auf die endgültige, von Gott verheiße Zukunfts, in der alles Leid überwunden sein wird, dem Vorwurf Vorschub leisten, daß man die Religion, den Glauben aus der hiesigen Welt ausklammere und einem isolierten Eigenbereich zuweise, indes man das Weltgeschick über sich ergehen lasse. Man habe zu lange die hiesige Welt und ihre Bereiche als „Warteraum der Zukunft“ betrachtet, warf vor wenigen Jahren der amerikanische Theologe Harvey Cox der christlichen Verkündigung vor; nicht ganz zu Unrecht: Hat man nicht viele, die, wie in Südamerika, in Elend und Hunger dahinlebten, lange genug auf das Jenseits vertröstet, ohne zu versuchen, ihre Lebensverhältnisse zu verbessern; haben die Millionäre des Landes nicht in dieser ganzen Zeit ihr Gewissen mit einigen Almosen beruhigt?

Inzwischen hat sich hier eine gründliche Wandlung vollzogen. Das christliche Gewissen ist erwacht, so sehr erwacht, daß daraus sogar ein Problem entstanden ist. Das soziale, und in einigen Ländern der dritten Welt sogar das politische Engagement der Christenheit hat im letzten Jahrzehnt einen solchen Rang erhalten, daß dahinter die eigentliche Glaubensverkündigung und ebenso der unmittelbare Glaubensvollzug, vor allem im Gebet, zu kurz zu kommen drohen. Eines der Grundanliegen im christlichen Raum besteht deshalb heute darin, die sogenannte Horizontale, d. h. die Hinwendung zur Welt und zu den Menschen, und die Vertikale, d. h. die Hinwendung zu Gott, in eine Einheit zu bringen: oder – im Hinblick auf die oben aufgezeigte Diskrepanz zwischen Glaube und

Lebenserfahrung – die Welt der Offenbarung und des Glaubens mitten in der hiesigen Welt und ihrer Geschichte zu suchen, zu erfahren und im lebendigen Glaubensvollzug bestätigt zu finden. Je mehr dieses Anliegen aufgegriffen wird – sowohl von der Theologie als auch von der Glaubenspraxis her –, um so mehr besteht die begründete Hoffnung, die von uns aufgeworfene Frage: „Gibt der christliche Glaube eine Antwort auf die heutige Lebenserfahrung?“ wieder positiv beantworten zu können. Ob diese Antwort aber so ausfällt, wie viele es vielleicht erwarten?

II. Versuche einer Antwort

Zur Einheit von Gottbezug und Weltbezug in Geschichte und Gegenwart

Das Anliegen ist in der christlichen Überlieferung nicht neu. Schon in der Theologie der Kirchenväter taucht es, wenn auch nur ansatzhaft, auf. Bei allem Dualismus wird doch grundsätzlich die Einheit von Beschauung (Kontemplation) und Tätigkeit (Aktion) bejaht¹. Ähnlich kann das „Bete und arbeite“ der monastischen Spiritualität als ein Hinweis darauf gesehen werden, daß die „Gottsuche“ und die Sorge für das Irdische verbunden bleiben müssen. Reflexer und tiefer war die Einsicht in die Einheit von Gottbezug und Weltbezug im späten Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit. Für Eckhart-Tauler² und vor allem für Ignatius von Loyola war das „Gott suchen in allen Dingen“ ein Kernwort christlicher und apostolischer (Ignatius) Spiritualität, wenn auch „die relative Eigenständigkeit der weltlichen Sachbereiche“ noch kaum gesehen wurde. In letzter Konsequenz geschah dies erst nach dem Ersten Weltkrieg. Seitdem ist das Thema nicht mehr zur Ruhe gekommen. Inzwischen hat es manche Stadien durchlaufen, bis zur Gefahr eines neuen Dualismus, dieses Mal zugunsten des christlichen Weltauftrags. Aber auch hier scheinen wir wieder einer neuen Mitte zuzustreben. Als repräsentativ für unsere Zeit mögen hier zwei Namen stehen: Nach Teilhard de Chardin „sind der transzendentale Gott und das in Evolution befindliche Universum nicht zwei entgegengesetzte Pole, sondern stehen in einer ‚hierarchischen Konjunktion‘“³. Dietrich Bonhoeffer hat die viel zitierte Formel geprägt, „Gott (sei) mit-

¹ Vgl. D. A. Csány, *Optima para. Die Auslegungsgeschichte von Lk 10,38–42 bei den Kirchenvätern der ersten 4 Jahrhunderte*, in: *Studia monastica* 2, 1960, S. 5–78; H. Kemmer, *Maria und Martha. Zur Deutungsgeschichte von Lk 10,38 ff. im alten Mönchtum*, in: *Erbe und Auftrag*, 1964, S. 355–367.

² D. Mieth, *Die Einheit von vita activa und vita contemplativa in den deutschen Predigten und Traktaten Meister Eckharts und bei Johannes Tauler*. Regensburg 1969.

³ A. Haas, *Teilhard-de-Chardin-Lexikon II*, 293.

ten in unserem Leben jenseitig“. Zwischen beiden gibt es nicht unwichtige Unterschiede: Teilhard sieht die gesuchte Einheit harmonischer als Bonhoeffer: „Eine Evolution konvergierenden Typs harmonisiert mit einer Religion christlichen Typs“⁴. Für Bonhoeffer haftet der Einheit von Gottbezug und Weltbezug immer etwas Schwebendes an; der „eschatologische Vorbehalt“ ist bei ihm bewußter.

Im Grunde ist es beim heutigen theologischen und spirituellen Reflexionsstand gleich, woher einer zur Einheit von Gottesbegegnung und Weltauftrag zu gelangen sucht, ob von oben, von der Gotteserfahrung, oder von unten, von der Welterfahrung her; hier wie dort wird er mit den gleichen Fragen konfrontiert. Kommt er unmittelbarer von Gott her, dann kann es für ihn heute nur noch den „Gott für die Welt und den Menschen“ geben, der sich in Christi Menschwerdung und Tod als solcher erwiesen hat und der darum den Glaubenden wieder in die Welt hineinsendet, um sie in der Gefolgschaft Christi aus ihrem Unheil herauszuholen, oder positiv: um an ihrer Heilung und ihrem Heil mitzuwirken. Kommt er in seiner religiösen Haltung und auch tatsächlich mehr von der Weltarbeit und der Begegnung mit den Menschen her, dann muß er seine Welterfahrungen, insbesondere seine Liebe zum Nächsten in jene letzte Tiefe führen, die zu Gott hin offen liegt und in der die schöpferische Kraft, die erlösende, heilende und vollendende Gnade Gottes wirksam wird. Wir werden im folgenden den ersteren Weg gehen, weil er weniger Täuschungen ausgesetzt zu sein scheint.

Gotteserfahrung, was ist das?

In irgendeiner Weise strebt jeder Mensch nach Gott, als dem tiefsten Geheimnis seines Lebens, als seinem Ursprung und seiner Heimat, es sei denn, er habe seine Uranlage, seine Urbezogenheit auf das Unendliche, das Unbedingte, das Absolute und Alles-Umfassende verschüttet. Der Atheismus ist eine Depravation des Menschseins, der Atheist ein Torso. Wo wenigstens noch ein Spalt in die Tiefe, in den Grund des Herzens offen ist, da röhrt sich unter vielerlei Verkleidungen immer wieder ein Verlangen nach dem für den Menschen aus Eigenem unerreichbaren Ganzen, dem Ungebrochenen und Heilen, nach einer nicht mehr bedrohten Sinnfülle. Und noch in der Verzweiflung, im Schrei oder im Fluch kann sich solches Verlangen kundtun. Augustinus spricht aus der Erfahrung seines Lebens von der ewigen Unruhe des Herzens⁵, die nur dann aufhöre, wenn der Mensch zu Gott gefunden habe. Ähnlich Eckhart: „In ihrem

⁴ A. Haas, ebd. I, 68.

⁵ *Bekenntnisse* I, 1.

letzten Ziele suchen alle Kreaturen Ruhe, ob sie es selbst wissen oder nicht⁶. Im Menschen aber ist für ihn dieses Suchen Sehnsucht, die Sehnsucht nach Vollendung in Gott, dem unendlichen Sein: „Wenn er (von Gott) etwas schmeckt, dann hungert ihn, und wenn er hungert, dann isst er (schon), und er hungert danach, zu hungrern und den Hunger zu verstüren“⁷.

Der Christ weiß, warum dieses Verlangen, warum diese Sehnsucht so unabweisbar und drängend ist. Gott hat den Menschen „nach seinem Bild, sich ähnlich, erschaffen (Gen 1 26 f., 9, 6). „Der Mensch ist Gott ähnlich, wie der Sohn dem Vater ähnlich ist (ebd. 5, 1. 3), weil er von seinem Schöpfer etwas Göttliches erhielt (vgl. 2, 7)⁸, vor allem seine Geist-Natur. Der Erlösergott setzt fort, was er in der Schöpfung begonnen hat. In seinem gnadenhaften Handeln knüpft er an jene Hinordnung auf das Unbegrenzte, Un-endliche an, die dem Menschen als Geist und als Freiheit vorgegeben ist. Er teilt sich selbst ihm mit und wird so dem Glaubenden zur innersten Dynamik einer unbegrenzten Bewegung der Hoffnung auf ihn als seine Vollendung hin (K. Rahner). In Christus ist das endgültig, unwiderruflich geworden. In seinem Durchgang durch den frei angenommenen Tod hat er ein für allemal den Zugang ins Allerheiligste, den Ort der persönlichen Gegenwart Gottes, geöffnet (Hebr 10, 19), so daß jeder, der glaubt, einen „freimütigen“ Zutritt zum Vatergott hat.

Damit ist die Möglichkeit der Gotteserfahrung gegeben. Sie kennt viele Weisen und Stufen, von einem Angerürtwerden im „Vorübergehen“ bis zur mystischen Erkenntnis und Einung. Immer hat sie zur Voraussetzung, daß der Glaubende sich mehr und mehr auf Gott als den Alleinigen und Einzigsten einläßt, nicht nur in Stunden der Not, sondern im Gesamt des Lebens; daß er sich seiner selbst entäußert, sich leer macht von allem, was die Tendenz hat, ihn abzuschließen und auf sich selbst zu stellen. Und auch so bleibt er noch lange ein Suchender, macht er die Erfahrung, die Augustinus in seinen *Bekenntnissen* (X, 6) beschreibt: Nichts von all dem, was ihm in dieser Welt begegnet, was man fassen oder benennen kann, ist Gott; Gott ist nicht einmal ein „Gegenüber“ im menschlichen Sprachverstand. Er ist der Umfassende, über alles hinaus und innerlicher als wir uns selbst. Aber bisweilen geschieht es, daß ein Mensch plötzlich und unerwartet innehält und ausruft: das ist es, die Erfahrung Gottes, seiner selbst, unbeschreiblich und dennoch unverwechselbar, vor allem dort, wo sie auf höheren Stufen widerfährt, zuteil und geschenkt wird. Der Inhalt solcher Erfahrung ist nur ein einziger: Gottes Nähe, das

⁶ Meister Eckhart, *Ein Breviarium aus seinen Schriften*. Ed. A. Bernt, Insel-Verlag, S. 17.

⁷ Sermones et Lectiones super Ecclesiastici 52.

⁸ Bibel-Lexikon, Hrsg. H. Haag, 1968, 2.

Ankommen des Umfassenden, des Alles, das sich zeigt, und demgegenüber die Nichtigkeit des Erfahrenden, Gottes Heiligkeit und die eigene Unheiligkeit, Gottes Reichtum und die eigene Armut, beglückend und schmerzlich zugleich. Damit ist in jeder Gotteserfahrung, in dem Maße sie eine solche ist, immer zugleich eine jede Psychologie qualitativ übersteigende Selbsterfahrung gegeben⁹.

Sind wir damit aber nicht bei dem angekommen, was man in der spirituellen Überlieferung das „Gott allein“ genannt hat, wie im Schlußvers des berühmten Gebetes der hl. Teresa von Avila: „Gott allein genügt“? Und sah man darin nicht das Ziel alles Vollkommenheitsstrebens, geradezu den Gipfel christlicher Vollkommenheit? Gibt es deshalb von hierher noch eine Rückkehr zur rauen Erde, zu den Weltaufgaben, zu den Mitmenschen? Wird aus dieser Einsamkeit noch die Einheit von Gottbezug und Weltbezug des Christen ansichtig gemacht werden können? Wir wollen sehen.

Die Erfahrung des im Schweigen sprechenden Gottes

Kommen wir zunächst noch einmal auf die oben beschriebene Gotteserfahrung zurück. Sie vollzieht sich im Dunkel des Geheimnisses und im Schweigen des Unsagbaren. Obwohl derjenige, der Gottes Nähe erfährt, in einem überirdischen Licht steht, bleibt Gott für ihn in der „Wolke“ verborgen. Obwohl er sich angeredet weiß, vernimmt er nichts; denn „Gott ist eine Sprache ohne Sprache und ein Wort ohne Wort“¹⁰. Es ist, als befände sich der Gott-Erfahrende in einer anderen Dimension: er sieht, ohne zu sehen, und hört, ohne zu hören; er sieht im Glaubenslicht und versteht mit dem Glaubensgehör. Darum die klassische Antwort eines, der sich solcherart gerufen wußte, Samuel in seinem nächtlichen „Gesicht“: „Rede, Herr, dein Knecht horcht hin“ (1 Kg 3, 10). Und im Hinhören vernimmt er, wie alle Gerufenen des Alten und Neuen Bundes, die Propheten Israels und die Jünger Jesu, was der Geist ihnen eingab, der ihnen ihre gegenwärtige Lebenssituation interpretierte im Licht und im Kontext des Heilshandelns Gottes an seinem Volk und später des Christusgeheimnisses. Und sie alle verstanden, was ihnen zu tun von Gott aufgetragen war. Sie verstanden es im „unaussprechlichen Seufzen“ des Heiligen Geistes (Röm 8, 26).

Das ist das Eigentümliche des Zwiegespräches mit Gott. Es ist ganz anders als unter Menschen. Zwar macht zumal das Alte Testament den Eindruck, als spreche Gott mit den Menschen, mit den Patriarchen, mit

⁹ Vgl. K. Rahner, *Gesammelte Schriften* X, 133.

¹⁰ Meister Eckhart, *Ein Breviarium aus seinen Schriften*, a.a.O. 10.

Mose, mit den Propheten, ganz auf menschliche Weise, und als antworteten die Angesprochenen so, wie sie einem anderen Menschen antworten. Aber das ist nur menschliche Redeweise, um sich anderen deutlich zu machen. Wie sollten sie es anders tun? Da das Zwiegespräch mit Gott einer anderen als der irdischen Sphäre angehört, fehlt uns die Sprache dafür (man wird unwillkürlich an die Geistgabe des „Zungenredens“ erinnert, das nach Paulus der Gabe der Auslegung bedarf, 1 Kor 12, 10); es müßte eine „himmlische“ Sprache sein. Selbst die Ostererscheinungen zeigen noch einen ähnlichen Charakter: Der Auferstandene läßt sich sehen, er „zeigt“ sich den Jüngern in unvorstellbarer Weise; sie erkennen ihn nur im Glauben. Darum sind auch die Gespräche, die er mit ihnen führt, anderer Art, als sie es bei seinen Lebzeiten waren. Zwar werden die Reden des Auferstandenen wie Reden eines unter uns lebenden, gewöhnlichen Menschen wiedergegeben. Sie beinhalten sehr konkrete Dinge, geben konkrete Anweisungen, unterstützt von sehr konkreten Gesten und Handlungen (Anhauchen bei der Geistmitteilung, Hinalten der offenen Seitenwunde dem ungläubigen Thomas gegenüber, Essen des Fisches, Abschiedssegen bei der Himmelfahrt), aber auch hier wird eine menschliche Redeweise gebraucht, um die *Wirklichkeit* des Auferstandenen, der den Kreuzestod gestorben war, die *Wirklichkeit* der Begegnung mit ihm und des den Jüngern gewordenen Auftrags mit seinen Vollmachten, gegen jeden Zweifel sicherzustellen. In ebendieser geheimnisvollen Wirklichkeit hat es aber den Jüngern zugleich die Sprache verschlagen; sie können mit Jesus nicht mehr so reden, wie sie es früher getan hatten. Als Petrus bei der Erscheinung am See (Joh 21) aus dem Boot springt und seinem Herrn entgegeneilt, um als erster bei ihm zu sein, da steht er plötzlich stumm vor ihm und findet kein Wort; er wendet sich darum wieder den Mitjüngern zu, um ihnen zu helfen, das mit Fischen angefüllte Boot an Land zu ziehen. Was der Auferstandene „spricht“, wenn er den Geist mitteilt, die Jünger aussendet, „sagt“ er, menschlich gesehen, im Schweigen, ähnlich wie Gott selbst. Was darum die Jünger „sehen“ und an inneren Worten vernehmen mögen, verstehen sie nur in der Erfahrung des Glaubens, die ihnen gewährt wird. Im Glauben aber sind sie sicher, daß Er es ist, der Gekreuzigte, der ein für allemal zu neuem Leben erweckt wurde; daß Er ihnen den Auftrag gab, seine Botschaft weiterzusagen, sein Gedächtnismahl zu feiern und alle Menschen zu Jüngern zu machen. Was sollen sie auf solche Erfahrungen antworten und tun? Paulus hatte nur *eine Frage*, als der Auferstandene sich ihm, dem Eiferer für das Gesetz, vor den Toren von Damaskus plötzlich zeigte, so daß er, geblendet von dem geheimnisvollen Licht eines Stärkeren, zu Boden stürzte und nichts mehr sah: „Herr, was willst du, daß ich tun soll?“ (Apg 9, 6). Petrus war

schon weiter im Glauben, als der Herr bei der Erscheinung am See sich seinem Blick mit dem Anruf entzog: „Du folge mir!“ (Joh 21, 19. 22). Dieser Anruf, die Summe seiner Erfahrung mit Jesus, genügte ihm für alles, was ihm für seine Sendung in die Welt mitgegeben wurde.

Wir selbst sind die von Gott Gesagten

Damit stehen wir nun im Mittelpunkt unseres Themas, im Überschritt von Gott zur Welt. Fragen wir darum an dieser Stelle noch einmal: „Gibt der christliche Glaube eine Antwort auf unsere heutige Lebenserfahrung?“ Unsere Antwort wird lauten: Nur dann, wenn wir das tun, was die großen Glaubenden der Geschichte des Glaubens an den einzigen Gott, den Gott der Verheißung, angefangen von Abraham, dem „Vater unseres Glaubens“ (Röm 4, 11.12.16.18), bis heute getan haben. Sie alle machten die Erfahrung Gottes, des Unendlichen, Alles-Umfassenden, Allmächtigen und Liebenden. Sie vernahmen seine Stimme im Schweigen seines unaussprechlichen Geheimnisses und wußten sich darin angerufen. Sie ließen sich im Glauben auf diesen schweigenden Anruf ein und versuchten ihn im Licht ihrer Erfahrung in ihre Zeit und ihr Leben zu übersetzen. Damit gaben sie auch ihren Nachfahren einen Sprachunterricht zum Verstehen des schweigend-redenden Gottes. Der große Interpret der im Geheimnis der unendlichen Liebe verhüllten Sprache Gottes, der Sprache des Erlösergottes, seines Rufes in die vom Todesschicksal bedrohte, ins Unheil verstrickte Menschheit, schlechthin ist Jesus Christus, „der getreue Zeuge“ (Offbg 1, 5), der „am Herzen des Vaters ruht und uns Kunde von ihm gebracht hat“ (Joh 1, 18).

Wollen wir also eine Antwort aus dem Glauben auf unsere heutige Lebenserfahrung, die von Übergang in eine neue Epoche der Geschichte gekennzeichnet ist, erhoffen, dann dürfen wir uns weniger denn je mit fertigen Glaubensformeln begnügen, so unentbehrlich sie sein mögen, sondern müssen in irgendeinem Maß *die Erfahrung des im Schweigen seiner Unendlichkeit sprechenden Gottes* machen, uns von ihm mitten in unserem Leben, unserer Situation, unserer Not angerufen, angenommen und gefordert wissen. Mit anderen Worten, Gott verweist uns auch in der höchsten Erfahrung seiner selig-schmerzlichen Nähe nicht in einen ersehnten Himmel, sondern auf die Erde zurück; er verweist uns auf uns selbst und unser hier und jetzt zu bestehendes Leben, so daß er mit dabei ist, „mitten in unserem Leben jenseitig“, nahe unter der Verhüllung seines Geheimnisses. In solchem Entwurf wird die Einheit von Gottbezug und Weltbezug in eindrucksvoller, lebendiger, dem Glaubensvollzug entstammender Weise verwirklicht oder jedenfalls immer wieder versucht.

Kaum einer hat diesen Gedanken in einer so beeindruckenden und vielleicht auch erschreckender Weise durchgeführt wie K. Rahner in einem neueren Aufsatz¹¹. „Wie aber“, heißt es dort, „wenn wir sagen würden und sagen dürften: (in der Gotteserfahrung, wie sie oben beschrieben wurde) erfahren wir (zugleich) uns selber als die von Gott Gesagten, als die in der Konkretheit unserer Existenz von der souveränen Freiheit Gottes Herkommenden und Verfügten? Wie, wenn wir sagen: Was Gott uns zunächst einmal sagt, sind wir selber in der Verfügtheit unserer Freiheit, in der Unverfügbarkeit unserer Zukunft, in der nie auflösaren und nie funktional rationalisierbaren Faktizität unserer Vergangenheit und Gegenwart?“ „Wir, als die von Gott Gesagten . . . in der Konkretheit unserer Existenz“, mit unserer Umwelt und Mitwelt, mit unseren Aufgaben, Sorgen und Nöten, mit unserem Versagen und unserer Schuld, mit unserer Vergangenheit unserer Geschichte und dem Weg in die Zukunft. „Das ursprünglichste Wort Gottes an uns in unserer freien Einmaligkeit ist nicht ein Wort, das zusätzlich oder als einzelnes neben anderen Erfahrungsgegenständen sich kategorisch punktförmig innerhalb eines weiteren Raumes unseres Bewußtseins ereignet, sondern wir selbst in der Einheit, Ganzheit und Verwiesenheit auf das unbegreifliche Geheimnis, das wir Gott nennen, das Wort Gottes, das wir selbst sind und das als dieses uns gesagt wird.“ Und noch einmal: „Wenn sich der Mensch durch (den seine Natur bestimmenden) Geist und (die) Gnade in einem als der von Gott sich selbst Gesagte erfährt . . . , dann hört (er) sich selbst als Anrede Gottes, die durch Glaube, Hoffnung und Liebe in der gnadenhaften Selbstmitteilung Gottes mit Gottes Selbstzusage erfüllt ist.“ Eine gedankenschwere, verlockende und zugleich betroffen machende Aussage. In ihr scheint eine Antwort des christlichen Glaubens auf die heutige Lebenserfahrung gegeben zu sein. Das soll zum Schluß noch kurz gezeigt werden.

Die heutige Lebenserfahrung in der Deutung des Wortes Gottes, das wir selbst sind

Eine der Grunderfahrungen des Menschen heute, sofern er nur bewußt lebt und die Welt, so wie sie sich ihm darbietet, vor sich kommen läßt, ist das Gefühl einer großen Einsamkeit und Ratlosigkeit. Auch der Christ ist davon nicht befreit. Denn der Glaube gibt keine unmittelbare Antwort auf die Rätsel der Zeit. Und Gott scheint fern zu sein. Er zeigt sich nicht als der in der Geschichte Handelnde, nicht einmal in den Geschicken der Kirche. So empfinden es jedenfalls viele und leiden darunter. Wird dieses Emp-

¹¹ In: *Der Mensch vor dem Anspruch der Wahrheit und der Freiheit* (Festgabe zum 70. Geburtstag von Joh. B. Lotz). Ffm 1973, 234.

finden nicht noch verstärkt, wenn uns gesagt wird, daß die einzige „Anrede“ des in der Gnade sich selbst mitteilenden Gottes an uns, die Glaubenden, wir selbst sind, wir mit unserem Namen und unserem Schicksal; daß wir mit unseren Hoffnungen und Ängsten sein „Wort“ sein sollen, Gottes Wort für uns und vielleicht auch für andere? Sind wir dann nicht noch mehr allein gelassen, auf uns selbst gestellt, da Gott ja schweigend in sein Geheimnis gehüllt bleibt?

Und doch. In der Erfahrung der Nähe des verborgenen Gottes ist das Bewußtsein, von eben diesem Gott angeredet zu werden, in der Konkretheit unserer Existenz die von ihm Gesagten, ja sein bleibendes Wort zu sein, eine Kraft. Diese Kraft läßt den Glaubenden nicht nur immer wieder sich selbst annehmen, sondern treibt ihn auch an, sich auf den Gang seines Lebens einzulassen, dessen Schwierigkeiten und Konflikten nicht auszuweichen, den Menschen so zu begegnen, daß er ein Wort für sie sein kann, ein Wort Gottes in ihre je eigene Situation hinein, ein Wort des Verstehens, des Zuspruchs, der Geduld, der Liebe und der Vergebung. Auf diesem Wege wird der Glaubende allerdings nur durchhalten, wenn er die Sprache Gottes buchstabieren lernt. Denn die Sprache des Menschen, so wie dieser sich vorfindet, und die Sprache Gottes sind so verschieden, daß es kaum eine Verständigungsmöglichkeit zwischen beiden gibt, außer im Glauben. In tiefer und zwingender Weise hat Kierkegaard diesen Sprachunterschied in einem Gebet zum Ausdruck gebracht:

Vater im Himmel! Deine Gnade und Barmherzigkeit wechselt nicht im Wechsel der Zeiten, Du alterst nicht im Laufe der Jahre, als wärst Du, gleich einem Menschen, gnädiger an einem Tage als an einem andern, gnädiger am ersten als am letzten; Deine Gnade währt unverändert, wie Du unverändert derselbe bist, ewig jung, neu mit jedem neuen Tag – denn jeden Tag sagst Du ja „noch heute“. O, wenn nun aber ein Mensch auf dieses Wort achtet, von ihm ergriffen, in heiligem Entschluß, mit Ernst zu sich selbst sagt „noch heute“: so bedeutet es, daß er sich noch an diesem Tage ändern möchte, gerade wünscht, daß dieser Tag den andern Tagen gegenüber recht bedeutungsvoll werden möge, bedeutungsvoll durch die erneute Bestärkung im Guten, das er einmal wählte, oder jedenfalls doch dadurch bedeutsam, daß er das Gute wählt. Deine Gnade und Barmherzigkeit sind es, unverändert jeden Tag „noch heute“ zu sagen, aber hieße es nicht Deine Barmherzigkeit und Gnade verspielen, wenn ein Mensch so unverändert von Tag zu Tag „noch heute“ sagen wollte; Du bist ja der, welcher die Zeit der Gnade „noch heute“ gibt, aber der Mensch ist es, der die Zeit der Gnade „noch heute“ ergreifen soll. So reden wir mit Dir, o Gott; es ist *ein Sprachunterschied zwischen uns*, und doch streben wir danach, Dich zu verstehen und uns für Dich

verständlich zu machen; und Du schämst Dich nicht darüber, unser Gott zu heißen: Was nun dann, wenn Du, o Gott, es sagst, der ewige Ausdruck für Deine unveränderliche Gnade und Barmherzigkeit ist, dasselbe ist, wenn ein Mensch es recht verstehend wiederholt, der stärkste Ausdruck für die tiefste Veränderung und Entscheidung – ja, als wäre alles verloren, wenn die Veränderung und Entscheidung nicht noch heute geschähe. So gib Du also denen, die heute hier versammelt sind, . . . daß dieser Tag zu ihrem wahren Segen werde, auf daß sie Seine Stimme hören, den Du zur Welt gesandt, die Stimme des guten Hirten, damit Er sie kenne und sie Ihm folgen¹².

Der Sprachunterschied zwischen Gott und den Menschen kann so groß sein, daß das, was die Menschen „weise“ nennen, vor Gott „törricht“ ist, und umgekehrt, wie Paulus am Geheimnis des Kreuzes zeigt. Der Apostel hatte dieses Geheimnis in der Gemeinschaft mit Christus und in seinem Geist so vollkommen buchstabieren gelernt (1 Kor 1–2), daß er sich nur noch „im Kreuz (seines) Herrn Jesus Christus“ zu rühmen vermodchte (Gal 6, 14). Wer dahin gekommen ist, dem wird der Glaube auch Antwort geben auf die heutige Lebenserfahrung. Wo andere schon gar keinen Sinn mehr zu entdecken vermögen, da ist für ihn das Leben bis zum Rande mit Sinn erfüllt. Dazu braucht es nicht einmal der Heiligkeit im kanonisch beglaubigten Sinn. Aber eines ist unentbehrlich: ein lebendiger Glaube, eine Glaubenserfahrung mitten in der Heillosigkeit unserer Zeit und der Ohnmacht des eigenen Herzens.

Und damit sind wir am Ziel unserer Betrachtung. Wenn der Glaube unserer Väter den Menschen unserer Tage wieder eine überzeugendere Antwort auf ihre in vielem so gewandelte Lebenserfahrung geben soll, dann bedarf es nicht in erster Linie eines neuen, zeitgemäßer Vokabulars – so bedeutungsvoll epochale Leitideen wie Freiheit, Befreiung, Mündigkeit, Gleichheit oder Hoffnung auch sein mögen –, sondern jenes „Wortes“, das aus dem Munde Gottes kommt und das der Mensch selbst ist, sofern er sich nur auf den in der Selbstmitteilung Gottes eingeschlossenen Anruf eingelassen hat und ihn im ganzen Umkreis seiner Lebensaufgaben und -erfahrungen ständig von neuem wiederentdeckt. Wenn davon die Verkündigung geprägt wäre und Zeugnis ablegte, dann würde Gottes Heilhandeln auch in der von Menschen gemachten Welt für den Glaubenden aufstrahlen, und es würde sich an uns wiederholen, was mit Jesus geschehen ist, der sein Leben hingab in den Tod, um in ein neues Leben wiederzuerstehen.

¹² *Gebete*, E. W. Rest, Hegner, Köln und Olten, 50 f.